

Nr. 52. Posen, den 24. Dezember. 1893.

Tante Grethel's Mission.

Weihnachtserzählung von E. Schottler. (Nachdruck verboten.)

Weihnacht — da wurden ihre rothen Wangen noch röther, ihre klaren Augen noch klarer, da fühlte sie sich wieder jung, ganz jung,, trotz ihrer siebenunddreißig. Die Aermel hoch über die runden Arme hinaufstreifend, fabrizirte Tante Grethel, die „Studententante," ihr unvergleichliches Konfekt; süßer Anis- und Citronenduft durchzog das alte Haus am Neckar.

Noch immer ein „famoses Weib", die Tante, schlug sie sich mit der Energie eines Mannes durchs Leben, wäre auf die Mensur gegangen, wenn Einer die Satzungen ihres strengen Ehrenkodex' verletzt hätte. Nach nur einjähriger Ehe war sie Wittwe geworden. Aber Tante Grethel hatte den Kopf nicht hängen lassen, nach einer aufrichtigen Trauer das Leben wieder an allen vier Enden angefaßt und sich eine neue — ganz eigenartige Familie gegründet. Seit dreißig Semestern vermiethete sie die zahlreichen Zimmer ihres Hauses an Studenten, fast ausschließlich Angehörige eines Korps, und war ihnen Wirthin und Mutter in Einem.

„Mein Herrn sinn mei Kinner!" hieß ihre Devise, die dankbar anerkannt wurde. Zu jedem Feste liefen Schreiben mit Kronen und Wappen ein von Landräthen, von Ministern, von Leuten an den Stufen des Thrones.

Ueber die Weihnachtsferien flogen die lustigen Vögel von Miethern meist aus und nach Haus. Aber blieben welche zurück in Alt-Heidelberg, so wurde ihnen ein Weihnachtsfest bereitet, daß sie sich wohl fühlten wie daheim, dafür sorgte Tante Grethel und ihr Lenchen. Dies war die Perle, der Schatz des alten Hauses. Eine Nichte der Tante, Kind eines Lehrers im Odenwalde, früh verwaist, war das Lenchen von der jungen Wittwe liebevoll aufgenommen, mit scharfem Auge und starkem Arm gehütet worden. Doch that Aengstlichkeit nicht Noth. An dem zarten, sanften Engel waren die tollsten Burschen bis jetzt mit einer Art Ehrfurcht und Andacht vorübergegangen, bis — —

„Nur der Pritzow kommt heute Abend," sagte die Tante, glühend vor Schaffenseifer und da war sie schon wieder vom Heerde weg, um anderswo anzufassen.

Jetzt war das Erröthen an Lenchen. Wenn die Tante geahnt hätte, daß gerade der flotte Lebemensch nicht mit Andacht an dem frommen Bilde vorübergegangen war, daß es Abends manchmal auf der Treppe flüsterte, und der Holzwurm, durch ein seltsames Geräusch erschreckt, sein Ticken einstellte!

Gar feierlich war der Tante zu Muth, als sie in der guten Stube die Kerzen am Baum anzündete, Licht um Licht aufblitzte, der Baumduft das Zimmer zu durchwogen begann, die Gold- und Silbernüsse schaukelten. Dann rief die alte Schelle ihr silbernes Herein und das jugendliche Paar, der flotte Korpsstudent und das Bürgermädchen traten in den Lichtglanz des Weihnachtsbaums.

Was für einen schönen Abend brachte auch dieses Mal das Christkind. Tannenduft und Weihnachtsfreude und junge Liebe, und dazu floß ein vornehmer Tropfen aus der Tante Keller. Die Augen blitzten, die Wangen glühten. Die Tante wurde leider alle zehn Minuten abgerufen und da kam es denn, daß die Jungen unterm Tannenbaum, dessen Aeste sie liebevoll beschatteten, sich umschlangen, sich fest und fester hielten.

„Lenchen, wenn Du mein sein wolltest für alle Weihnachten . . ."

„Ja, wenn Du nicht der Graf Pritzow wärest und ich das Lenchen . . ."

Der Tannenduftrausch machte ihn zum Helden der Liebe.

„Und wenn, und wenn der Onkel und Majoratsherr mir all seine Flüche sendet, Du gehörst mir und Jeder soll es wissen, der Majoratsonkel und die Tante . . ."

Ach, die wußte es schon und schrie auf und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Das ist eine schöne Christbescherung, Herr Graf, das hätten Sie mir nicht thun sollen. Mein Lenchen, mein Eins und Alles und so eine Studentenliebschaft. Das kennt man. Die jungen Herzen gehn durch und der Himmel hängt voll Baßgeigen. Aber dann kommt der Verstand und der Onkel Majoratsherr, und die armen Mädchen werden vergessen und vergrämen sich."

„Tante, ich bin ein Kavalier, der es ernst meint und sein Wort hält."

„Gebs Gott. Zu machen ist da nix. Was bei dem Lenchen da drinn sitzt, das sitzt und bleibt sitze. Aber ein Techtelmechtel giebts nit, Herr Graf. Morgen ziehen Sie aus und sehen das arme Kind nicht mehr bis auf den Tag, an dem Sie sagen können: „Da bin ich, das Lenche kann Gräfin werden." So, jetzt zünden wir den Baum noch einmal an und legen die Hände zusammen und beten, daß es kein Unglück war, was das Christkindel gebracht."

* * *

Der nächste Christabend findet Hans von Pritzow noch in Alt-Heidelberg, dieses Mal jedoch in der „Pension Europa." Es war aber auch zu dumm von der Tante, ihm so ein platonisches „par distance" zuzumuthen. Da durfte man es ihm schon nicht übel nehmen, wenn er sich ein wenig mit den kleinen Engländerinnen amüsirte. Und wie allerliebst sie den echten Grafen umflatterten, besonders diese schlanke Liane, diese ent-

zückende kleine Miß Cornet. Wie ihre Schelmenaugen lachten, da sie ihm den Gebrauch des Mistelzweiges erklärte. „An dem Plafond wird er gehängt und wenn es gelingt, einem Herrn mit seine lady darunter zu kommen,! dann er darf sie küssen, was manchesmal disagreable, manchesmal — — —

Hans war der erste, dem das Kunststück gelang, und der Kuß brannte so heiß, daß er an diesem Abend über sein Brennen das arme Lenchen vergaß. — —

Seltener und seltener trafen die Briefe von Hans ein, und blaß und still ging Lenchen umher. Die Tante aber fuhr sich oft heimlich mit der Schürze über die Augen. Einen freundlichen Tröster hatte sie in dem jungen Georg Frieder, einem Neffen ihres verstorbenen Mannes gefunden, der drüben an der Ecke ein Meerschaumwaarengeschäft eingerichtet hatte und jetzt des Abends mit seiner Zither herüberkam, um die Frauen mit Spiel und Sang zu erheitern. Aber bei den ersten Tönen brachen dem armen Lenchen die Thränen aus den Augen. Und das wurde schlimmer und schlimmer, zuletzt so schlimm, daß sie auf ihr Zimmer flüchtete, wenn sich der freundliche junge Kaufmann nur auf der Schwelle zeigte.

„Das kann nicht so weiter gehen," dachte Tante Grethel, „da heißts probiren, was zu probiren ist und den Stolz in die Tasche stecken, meinem Lenchen zuliebe. Gleich an die richtige Schmiede, das hat oft schon geholfen, also in Gottes Namen."

Und eines Morgens im Dezember war zu aller Erstaunen und Entsetzen Tante Grethel mit einem großen altmodischen Koffer davon gefahren, keiner wußte wohin.

* * *

Der Majoratsherr auf Pritzow war nicht wenig überrascht, als sich die ihm aus so mancher Erzählung wohlbekannte Studententante anmeldete. Er wollte sie selbst an der Station abholen, aber gerade an dem Nachmittage, an dem Tante Grethel endlich ganz da hinten in Pommern landete, geschah das Unglück, stürzte der Graf bei einem Ritt nach dem Vorwerk vom Pferde und verletzte sich nicht unerheblich am Kopf.

In größter Verwirrung rannte die Dienerschaft im Schlosse durcheinander, als Tante Grethel mit ihrem alten Koffer eintraf. In ihrer resoluten Art drang sie, allem Abwehren zum Trotz, in das Zimmer des Verletzten ein.

„Nix für ungut, Herr Graf; ich will Sie nicht mit meine Geschäfte belästige. Aber da haben ja Alle den Kopf verloren und weil ich ihn noch oben habe und doch da bin und keine Frau im Haus ist, mein ich, ich seh halt einmal nach."

Die freundlichen Augen des Schloßherrn blickten erstaunt unter der Bandage hervor, auf dem von einem grau melirten Bart umrahmten Munde zeigte sich ein flüchtiges Lächeln.

„Aber Herr Graf, so hoch dürfe Sie nicht liege. Sie erlauben — so, noch das eine Kissen — und dann das Eis ist ja viel zu grob, warten Sie, da wolle wir gleich anderes holen." Und sie ging ab und zu, als habe sie da von jeher gewaltet und geschaltet.

„Ich weiß eigentlich nicht, wie ich mich um den Himmel verdient gemacht habe, daß er mir so eine Pflegerin daher schickt", meinte am nächsten Tag der Graf.

„Sie sind halt ein „alter Herr" — da bleibts in der Familie."

„Uebrigens — Ihre Mission?"

„Erst muß es Ihne besser geh'n — nur jetzt keine Aufregung, ich kann schon noch abwarte. — Uebrigens der Mamsell in der Küch', Herr Graf, der sollt' man auf die Händ' sehe. Was in der Speisekammer verdirbt — zehn Christenmenschen könnten davon leben."

Der Graf und die Studententante hatten so viele gemeinsame Bekannte, daß es Berührungspunkte die Menge gab, die Unterhaltung nie stockte.

„Tante Grethel, so angenehmen Besuch habe ich lange nicht auf Pritzow gehabt."

„So angenehm? — Herr Graf, heute könne Sie mein Anliege wohl schon vertragen."

Tante Grethel hatte mit hochgerötheten Wangen, mit heiligem Eifer geredet, der Graf war sehr ernst geworden. Er antwortete ruhig und bedächtig.

„Wenn Hans das Mädchen aber nicht mehr liebt?" schloß er, „was nützt da mein Machtwort, das ich gerne sprechen würde? Gezwungenes Glück! — "

„Ach Gott ja, Herr Graf — so sind wir Weiber: immer nur das „Nächste seh'n" und nicht, was dahinter."

„Was durch mich geschehen kann, soll geschehen. Hören Sie meinen Vorschlag. Bleiben Sie zum Christfest auf Pritzow, lassen Sie Ihr Lenchen kommen, ich zitire Hans her, was dann der Tannenbaum vermag — mir soll es recht sein."

Tante Grethel hatte ihn geputzt, den gräflichen Baum mit pochendem Herzen den Schmuck angehängt, den der Graf und die Dienerschaft ihr reichte. „Gerade wie meiner in Heidelberg, gerade wie der damals."

Auf dem Schlitten, der unterdessen über die glatte Schneebahn hinsauste, befand sich Lenchen und ein Briefbeutel, der ein Schreiben von Hans enthielt. Das Mädchen flog an die Brust der Tante, der Brief kam in des Grafen Hände, der ihn erst las, zornig zerknitterte und zu Boden warf.

Die Dämmerung des Christabends senkte sich nieder, bald mußte die Glocke ertönen, welche die Schloßbewohner alljährlich zum Christbaum rief.

Im dämmrigen Zimmer weinte Lenchen, den Kopf an Tante Grethels Schulter gelehnt. „Ja Tante, so ist es halt gekommen. Ich habe es nicht glauben wollen, daß Er der Richtige nicht war, ich habe mich gewehrt und geschämt und bin durchgelaufen vor dem Georg; aber dann, wie wir jetzt allein wieder beisammen waren, da hab' ich mir nicht länger mehr vorlügen können. Nein, der ist Rechte, nur der, nur der, nur der Georg."

„Lenchen, Lenchen, das ist eine schöne Bescherung, wie steh ich jetzt da — und wenn der Graf kommt und doch will — die Blamage."

Lichtglanz und Tannenduft und frohe Gesichter im hohen Saal, nur der Graf so ernst und die Tante so verlegen.

„Ihre Tante," sprach der Schloßherr, „hat uns einen so hellen Christglanz geweckt, mit ihrer liebevollen Pflege mich so schön hergestellt für das Fest, helfen Sie mir, ihr zu danken, indem wir sorglos und froh im Tannenduft wandeln, wenn ich Ihnen auch das Beste nicht einbescheren kann. Mein Neffe kommt heute nicht — heute nicht!"

In der Tante Grethel bohrte und nagte es aber, bis sie es länger nicht mehr aushielt. Sie trat dicht an den freundlichen Schloßherrn heran, vor dem sie die sonst so muthigen Blicke niederschlug.

„Herr Graf, nur kei Verstellung unterm Christbaum. Raus muß es rund und unverblümt. Wie steh' ich vor Ihnen da. Ein ungebetener Gast bin ich bei Ihne reing'falle for nix und wieder nix. Ja, die junge Leut', denen trau' Einer! Herr Graf, wir trete den Rückzug an — das Lenche, das ist — das hat's rausgefunden, daß der junge Herr Graf nicht der Richtige war, ein Anderer — — —"

„Gott sei Dank", brach es bei dem Grafen hervor, „das ist schön, das war die höchste Zeit, denn mein lieber, gehorsamer Neffe theilt mir mit, daß er heute unter dem Mistelzweig in der Kapelle in Nizza seine englische Miß heimführe."

„Da könnte wir also ruhig wieder einpacke, Lenche. Den schönsten Dank, Herr Graf, für die Freundschaft, die Sie uns bewiese. Wenn Sie dafür nach Heidelberg komme, die Stube mit der Aussicht auf's Schloß ist von heut' ab Ihr Eigenthum."

„Wenn ich Sie aber nicht ziehen lasse, Tante Grethel? Seit Sie hier sind, habe ich zum ersten Male entdeckt, wer hier fehlte. Ihr Schalten und Walten, Ihre gesunde, vernünftige Unterhaltung ist mir in der kurzen Spanne Zeit unentbehrlich geworden. Tante Grethel, bleiben Sie da und lassen Sie die Lene mit ihrem jungen Mann weiter wirthschaften."

„Mei Haus und mei große Kinner — nei, Herr Graf, wenns mir auch wahrhaftig wohl thut, Ihne hier mit alle Kräfte und von Herzen an die Hand zu gehe."

„Wirklich von Herzen? Nun denn, dem Herzen muß man folgen; hier ist auch ein großes Kind."

„Und dann, Herr Graf, in mein Haus bin ich der Graf — —“

„Und hier,“ es leuchtete freudig in des Schloßherrn Augen auf, „sollen Sie die Gräfin sein. Der Onkel wird den Neffen beschämen, wird beweisen, daß Schloß und Bürgerhaus doch zu verbinden sind.“

Er ergriff Grethels beide Hände und schaute sie bittend an.

„Sie sind mir doch ein bischen gut und es fällt Ihnen schwer, jetzt „Nein“ zu sagen.“

„Ich sag 's ja auch nicht. Aber ich habe das Zeug nicht zur Gräfin, ich mit meine Pfälzer Wese und meiner Pfälzer Sprach, und meine bürgerliche Ahne!“

„Aber das Herz hast Du zu einem braven Weib, zu einer strammen Schloßfrau, was frag' ich nach dem Anderen.“

Tante Grethel nickte und die Zweige des Tannenbaums nickten, und die Kerzen darauf strahlten hochzeitlich, und Tante Grethel sah ganz jung und blühend aus, jünger als je beim Schimmer des Weihnachtsbaumes.

Der Engel.

Weihnachtserzählung von Marie Treuter. (Nachdruck verboten.)

Professor Theodor Falk war Privatgelehrter.

Er hielt sich nur vorübergehend in Berlin auf; die Hauptgebiete seiner wissenschaftlichen Thätigkeit waren Historik, Genealogie und Heraldik.

Wie lange ihn die Forschungen, die er in den Museen, dem Königl. Archiv und der Bibliothek anzustellen gedachte, in der Residenz festhalten würden, wußte er nicht. Da ihm das Hotelleben auf die Dauer nicht behagte, so miethete er sich ein komfortables Chambre garni bei der verwittweten Frau Steuerrath Fischer in einer der stillen Straßen des Westens.

Nur einmal, und zwar an dem Tage, als er die Wohnung miethete, hatte er mit der Vermietherin, einer vornehmen, liebenswürdigen Dame, einige die Angelegenheit betreffende Worte gewechselt. Seit diesem Zeitpunkte war ihm außer einer älteren Magd in seiner Behausung nie wieder ein menschliches Wesen zu Gesicht gekommen. Seine Zimmer lagen isolirt, eine Eigenschaft, wegen deren er sie überhaupt gemiethet hatte.

Professor Falk brachte die Vormittagsstunden gewöhnlich an den Stätten seiner wissenschaftlichen Studien zu, wogegen er die Nachmittage dazu benutzte, das Neuerforschte daheim auszuarbeiten.

Pünktlich um sieben Uhr Abends verließ er wieder das Haus, um erst nach einigen Stunden heimzukehren. Häufig saß er dann noch die halbe Nacht bei der Arbeit. —

Es war am heiligen Weihnachtsabende, als Professor Falk bald nach sieben Uhr Abends nach einem sehr kurzen Ausgange seine Wohnung wieder betrat.

Er zog die Fenstervorhänge zurück, so daß das Licht des Vollmondes ungehindert in das Zimmer hereinfluthen konnte, schlüpfte in die bequeme Hausjoppe und ließ sich in dem großen Lehnsessel nahe dem Ofen nieder.

Dem Professor war recht einsam zu Muthe.

In dem Restaurant, wo er zu Abend speiste, pflegten sich sonst die wenigen Herren seiner Bekanntschaft, der Archivrath, dessen Sekretär und der Bibliothekar einzufinden. Diese Herren waren aber sämmtlich verheirathet und brachten den Christabend im Familienkreise zu. Allerdings war er von Allen für diesen Abend auf das Liebenswürdigste zu Gast geladen worden.

Theodor Falk aber war ein Sonderling, überdies wollte er keinen der Herren verletzen und hatte darum dankend abgelehnt.

Auch heute hatte er pünktlich zur bestimmten Zeit das Haus verlassen, war aber nicht weit gekommen. Der Weihnachtstrubel in den belebteren Straßen störte seinen Gedankengang. Kurz entschlossen hatte er Kehrt gemacht und sich zurück in sein stilles Domizil geflüchtet.

Seltsam! Er erinnerte sich nicht, daß er sich früher an einem Weihnachtsabende so verlassen gefühlt hatte, wie heute. Und er war doch schon so viele Jahre ganz auf sich selbst angewiesen.

Früh verwaist, hatte er, da er keine Geschwister besaß, das Familienleben nie kennen gelernt. Sein Studium, sein Forschensdrang, überhaupt die Arbeit hatten fast die ganze bisherige Zeit seines Lebens ausgefüllt, und er war auf seine Weise glücklich dabei gewesen.

Zuweilen war ihm wohl der Gedanke gekommen, daß es noch ein anderes Glück gäbe, das im Herzen wurzelte und am eigenen Heerde, in der Familie blühte.

Herrn Professor Falks Bestreben ging dahin, jeder Theorie auf den Grund zu forschen, nur die Theorie der Liebe schien bisher nicht auf seinem Repertoir zu stehen.

An diesem stillen Weihnachtsabende erfaßte ihn zum ersten Male ein Sehnen nach einem unbestimmten Etwas, dem er nicht einmal eine Gestalt zu geben vermochte.

Oder doch?

Er schmiegte sich fester in die weichen Polster des Lehnstuhls und beschattete, als blende ihn das Mondlicht, mit der Hand die Augen.

Vor seinem geistigen Blicke tauchte das Bild eines schönen blühenden Mädchens auf, dem er schon zu wiederholten Malen in der Straße, in der er wohnte, begegnet war. Die hohe, schlanke Gestalt, der stolze Gang, das junge frische Gesicht mit den ernstblickenden dunklen Augen hatten auf ihn, der fast gar kein Verständniß für weibliche Schönheit besaß, zum ersten Male einen tieferen Eindruck gemacht.

Wer mochte die Holde sein?

Wenn er jemals ein Weib nahm, dann mußte es diesem Mädchen gleichen.

Ein Weib — eine Schaar blühender Kinder! Wie kam er nur auf solche thörichten Gedanken.

Um die Phantasiegebilde zu verscheuchen, schloß der Professor die Augen. Bald verriethen seine tiefen Athemzüge, daß er schlummerte.

Doch das Bild des schönen Mädchens schien auch Gott Morpheus nicht bannen zu können.

Plötzlich war es ihm, als würde die Thür seines Schlafzimmers geöffnet. Durch die zurückgeschlagene Portière, die von seinem Wohnzimmer in das Kabinet führte, sah er deutlich von seinem Platze aus einen Engel mit goldenen Flügeln im wallenden weißen Gewande und mit einem glitzernden Stern auf dem Haupte. Er hielt ein brennendes Licht in der Hand.

In den Schaufenstern der Galanterieläden hatte der Professor diesen Weihnachtsengel täglich gesehen. Doch der Engel trug hier die Gestalt und Züge des schönen Mädchens, mit dessen Bilde er sich zuletzt beschäftigt hatte.

Der Engel setzte das Licht auf den Toilettentisch und machte sich allerhand im Zimmer zu schaffen, schloß die Fenstervorhänge, nahm die Decke vom Bett, hängte den Schlafrock vom Riegel, warf ihn über einen Stuhl und stellte die rothledernen Pantoffeln daneben.

Jetzt schwebte er herein in das Wohnzimmer. Das Mondlicht warf einen verklärenden Schein um die lichte Gestalt. Liebkosend fuhren die Hände der Erscheinung über die Bücher auf dem Schreibtisch. Auf der ledernen Mappe lag ein Zettel, der einige Notizen enthielt. Der Engel hob ihn auf und berührte mit seinen Lippen die Schrift.

Dann verharrte er noch einige Sekunden mitten im Zimmer, warf plötzlich die Arme auseinander, um gleich darauf die gefalteten Hände gegen die Brust zu drücken und — entschwebte . . .

Der Professor streckte die Arme aus, als wolle er die Gestalt zurückhalten. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Ach, daß es nur ein Traum war!

Es befiel ihn plötzlich ein Hunger nach Glück, nach Liebe. Der lebhafte Traum hatte einen Sturm von Gefühlen in seinem Innern aufgewühlt. Warum sollte er einsam, verlassen sein Leben vertrauern?

Ihm fröstelte bei dem Gedanken.

Diese letzte Empfindung war übrigens physisch.

Er empfand ein Gefühl des Unbehagens, es kam vielleicht daher, daß er noch nicht zur Nacht gegessen hatte.

Er wollte aber heute absolut nicht ins Wirthshaus gehen. Vielleicht konnte ihm die Magd ein bescheidenes Abendbrot besorgen.

Er zündete die Lampe an, zog die Vorhänge wieder zu und klingelte.

Nach geraumer Zeit wurde an die Thür geklopft und auf sein Herein erschien Frau Steuerrath Fischer in eigener Person, um nach seinem Begehr zu fragen. Sichtlich verlegen brachte der Professor seine Bitte hervor.

Es wäre heut am Weihnachtsabend gewiß recht ungemüthlich in den Wirthshäusern, führte er als Entschuldigung für den Ausnahmefall an.

„O, wenn Sie sich einsam fühlen, Herr Professor,“ sagte die Dame in liebenswürdigstem Tone, „dann darf ich Sie wohl bitten, diesen Abend bei mir im Kreise meiner Familie zuzubringen. Sie würden uns dadurch sehr erfreuen. Die Bescherung soll sogleich stattfinden und hernach essen Sie mit uns und ein Paar lieben Freunden den Weihnachtskarpfen.“

Der Professor stammelte etwas von „nicht stören wollen,“ aber die freundliche Dame ließ keine Entschuldigung gelten.

Nach etwa einer Viertelstunde befand sich Professor Falk im tadellosen Gesellschaftsanzuge unter den Gästen, die sich bereits im Wohnzimmer der Frau Steuerrath Fischer versammelt hatten.

Es war nur eine kleine Gesellschaft. Ein altes Ehepaar, zwei ältere unverheirathete Damen, Freundinnen der Gastgeberin und ein junger Student.

Der Professor fühlte sich schon nach wenigen Minuten heimisch in dem kleinen Kreise.

Plötzlich löschte die Hausfrau die Lampen aus, ein Glockenzeichen ertönte.

Gleich darauf wurden die Flügel einer Thür zurückgeschlagen, und ein Meer von Licht fluthete herein in das verdunkelte Gemach.

Der Professor stand wie geblendet. Er griff sich an die Stirn. Träumte er denn noch immer?

Da stand der Weihnachtsengel, wie er ihn im Traume vorhin gesehen hatte, im weißen Gewande mit den goldenen Flügeln und dem Stern über der hohen, weißen Stirn, von der das goldig schimmernde Haar bis zu den Hüften herniederfloß. Und wieder trug der Engel die Gestalt und die Züge jenes holden Mädchens.

Mit gierigen Blicken verschlang der Professor das Bild. Er wollte nicht erwachen — er wollte den Traum festhalten, so lange er konnte. Neben dem Engel stand ein Ungeheuer, ganz in Pelzwerk gehüllt, mit einem Sack auf dem Rücken und einer mächtigen Ruthe in der Hand. Zu den Füßen der beiden Gestalten ruhten zwei schlafende Kinder.

Ueber das Ganze ergoß sich der Lichterglanz des strahlenden Christbaums.

Und mit den Jubeltönen der Seraphim sang der Engel die frohlockende Weihnachtsbotschaft:

„O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren, Christ ist geboren,
Freue Dich, freue Dich, o Christenheit!"

Einen Augenblick schlossen sich die Thüren. Als sie wieder geöffnet wurden, war das schöne Bild verschwunden.

Alles drängte in das Weihnachtszimmer, nur der Professor verharrte regungslos auf seinem Platze.

Da trat die Hausfrau lächelnd an ihn heran.

„Kommen Sie, Herr Professor," sagte sie, „ich möchte Ihnen meine Kinder vorstellen."

Theodor Falk folgte mechanisch. Heftig zuckte er zusammen, als er plötzlich dem Weihnachtsengel gegenüber stand.

„Meine älteste Tochter Viola," stellte sie das erröthende Mädchen vor, „augenblicklich Weihnachtsengel, im gewöhnlichen Leben Lehrerin am Konservatorium" — und dann auf Knecht Ruprecht deutend, fuhr die Steuerräthin lächelnd fort: „dieser grimmige Geselle ist mein einziger Sohn Alfred, Student der Medizin, und hier haben Sie unsere Zwillinge, Ella und Bella benamset, die zu gleicher Zeit unsere Nesthäkchen sind.

Theodor Falk erkannte in den blondlockigen, reizenden Mädchen die schlafenden Kinder des Bildes von vorhin.

Das war eine Freude — ein Jubel unter all' den lieben Menschen. Der Professor fühlte sich wie verzaubert. Es konnte ja nicht Wirklichkeit sein, oder es gab noch übernatürliche Dinge zwischen Himmel und Erde. Wie deutlich hatte er doch im Traume den Weihnachtsengel in seinem Zimmer gleich einer geschäftigen Hausfrau walten sehen. Gewiß, der Himmel hatte ihn in der Erscheinung ein Bild seines künftigen Glückes schauen lassen.

Im Laufe des Abends fand der Professor die gewünschte Gelegenheit, sich mit dem klugen und liebenswürdigen Mädchen, das auch seine Tischnachbarin gewesen war, allein und ungestört zu unterhalten. Mit begeisterten Worten schilderte er ihr seinen merkwürdigen Traum, den er jetzt als eine Prophezeiung ansehen durfte.

Viola hörte mit hochgerötheten Wangen und heftig wogender Brust seiner Erzählung zu. Als er zu der Stelle kam, wo der Engel in das Wohnzimmer schwebte, schlug sie die Hände vor das glühende Antlitz und stammelte in heftigster Erregung:

„O, sprechen Sie nicht weiter, Herr Professor, ich bitte, ich flehe Sie an, haben Sie Erbarmen und erzählen Sie Niemandem Ihren Traum."

„Und warum nicht, mein gnädiges Fräulein?" rief der Professor mit leuchtenden Blicken; „der Traum war so schön, daß ich wünschte, er wäre Wirklichkeit gewesen. Oder hätte ich nicht geträumt, Fräulein Viola, hatte nicht ein Engel, sondern ein liebes, schönes Menschenkind als geschäftige Fee in meinem Zimmer gewaltet? Galt der Kuß, den der süße Mund auf das Papier hauchte, dem, der es beschrieben hatte? Sprechen Sie, theures Mädchen. Wen suchten die ausgebreiteten Arme?"

Viola bebte am ganzen Leibe. Auf ihrem Antlitz jagten sich Röthe und Blässe.

„Ich ahnte ja nicht, daß Sie daheim wären" — rang es sich in abgerissenen Sätzen von ihren zitternden Lippen, „die Magd hatte in der Küche zu thun — da fiel es Mama im letzten Augenblick ein, daß Ihr Zimmer noch nicht geordnet war. Es blieb mir nichts übrig, als in diesem Aufzuge —"

„Ist das die Antwort auf meine Frage?" fiel ihr der Professor ernst und mit einem vorwurfsvollen Blicke in die Rede, „ich will ja nur das Eine wissen, Viola, wen suchten Deine ausgebreiteten Arme?"

„Dich!" hauchte das Mädchen, dann stürmte es aus dem Zimmer. —

Der Professor träumte in der Weihnachtsnacht zum dritten Male von dem Weihnachtsengel. Diesmal war es ein wirklicher Traum. Er fühlte, wie sich die Arme des Engels um seinen Hals schlangen und sich ein reizender Mund auf seine Lippen drückte.

Wenn es im Traume überhaupt eins giebt, so hatte der Professor das erhebende Bewußtsein, daß alles, was er jetzt im Traume erlebte, sich morgen am Weihnachtstage auf das Glänzendste verwirklichen würde. Denn das Glück, das er wenige Stunden vorher so sehnsuchtsvoll erträumte, war ihm zu Theil geworden. Es hatte sich verkörpert in seinem Weihnachtsengel.

---

* **Die Goldkarausche,** auch Tellerkarausche genannt, weil sie fast eben so hoch wie lang ist, gehört zu unsern werthvollen, leider aber wenig beachteten Fischen. Dies hat aller Wahrscheinlichkeit seinen Grund darin, daß diesem Fische nur in vereinzelten Fällen das richtige Wasser zugewiesen wird. Man findet die Karausche häufig und zahlreich in alten, mit Wasser gefüllten Mergelgruben, in Viehtränken und Dorfteichen. Sie vermehrt sich ins Ungeheure, bleibt aber natürlich klein und mager, weil es eben in den geringen Wasserflächen an Nahrung fehlt. Dagegen erreicht eine sachgemäße Karauschenzucht in flachen Landseen mit abwechselnd Morast und Sandboden ganz andere Resultate. Der Fisch wächst sehr rasch, erreicht bis 1½ Pfund Gewicht und vermehrt sich sehr stark. Wie von Stemann in der „Allg. Fisch.-Ztg." berichtet, wurde ein Versuch mit der Karausche im Jahre 1870 in dem 25 Hektar großen fiskalischen Satissee bei Rendsburg gemacht. Nur 1000 Fische wurden hineingesetzt; und schon nach vier Jahren fing man viele der herrlichsten Speisekarauschen, die zu einem Preise von 50—70 Pf. das Pfund sehr schnell Absatz fanden. Seit dieser Zeit lieferte der See ununterbrochen und reichlich sehr schöne Speisekarauschen. Jetzt, nachdem der Nord-Ostsee-Kanal den See durchschnitten hat, haben sich seine Bewohner über weite Wasserflächen zerstreut. Die mit der Karausche im Satissee gewonnenen Erfahrungen werden jetzt weiter verfolgt. Auf den Antrag des Pächters des fiskalischen Owschlager Sees bei Rendsburg hat der Schleswig-Holsteinische Fischereiverein 2000 einsommerige Goldkarauschen dorthin geschafft. Die Größe des Owschlager Sees beträgt 35 Hektar; auch er hat morastigen und sandigen Boden. Diese Bedingungen also sind erfüllt und die Nahrung wird voraussichtlich so reichlich sein, daß in zwei Jahren dort Speisekarauschen gefangen werden können.

* **Mittel, um schlechter Butter den üblen Geschmack zu nehmen.** Wenn Butter anfängt, schlecht zu schmecken, so thut man gut, sie zuvörderst in dünnen Lagen aus den Behältern herauszustechen und in einer Lauge von Kochsalz mit Natron zu waschen. Dann werden die einzelnen Scheiben in einer Mischung von 125 Gramm Kochsalz, 120 Gramm Zucker und 48 Gramm Salpeter in einem Liter Wasser 12 Stunden stehen gelassen. Wird darauf die Butter mit frischem Wasser tüchtig durchgeknetet und frisch gesalzen — auf ein Pfund Butter gehören 30 Gramm Salz — so ist sie wieder durchaus wohlschmeckend.

† **Verkauf einer Frau für 30 Schilling.** Der „Sheffield Telegraph" versichert, der Verkauf einer Frau sei kein unbekanntes Vorkommniß in Süd-Yorkshire, und erzählt folgende Verhandlung, die am vergangenen Montag in einer Schänke in Masborough, Rotherham, vor sich gegangen sei: Gegenwärtig waren der Ehemann, ein Eisenarbeiter, der in Masborough wohnt, seine Frau die, wie es heißt, einem Grubenarbeiter sehr zugethan ist, besagter Grubenarbeiter und zwei Freunde. Die Frau war hübsch und ebenso alt wie ihr Gemahl, der Liebhaber 26—28 Jahre alt. Die Trennung des Mannes und der Frau beruhte auf gegenseitigem Einverständniß. Der Gemahl glaubte, er hätte einen Anspruch auf eine Geldentschädigung. Folgendes Gespräch fand in der Schänke statt: Die Frau zum Liebhaber: Er verlangt zu viel; er will 3 Lst. haben. — Der Grubenarbeiter: Als ich mich heute Morgen auf den Weg machte, beabsichtigte ich nur 20 Schilling für Dich zu geben. — Der Gatte erklärte sich damit nicht zufrieden: Ich habe den Preis auf 3 Lst. festgesetzt, will aber 2 Lst. nehmen. Nach einigem Hin- und Herreden reduzirte er seine Forderung auf 30 Schilling. Dieser Preis wurde gezahlt. In aller Form wurde die Transaktion nun niedergeschrieben: Ich, der Unterzeichnete — so schrieb der Gatte — erkläre hiermit, daß meine Frau von heute ab frei ist. — Der Gatte erklärte sich bereit, für das Kind aus der Ehe zu sorgen. So geschehen im Jahre des Heils 1893.

† **Heiteres.** Immer milde! Karlchen (freudestrahlend aus der Schule heimkehrend): „Weißt Du, Mama, ich bin über meinen Nebenmann gekommen!" Mama: „Weshalb denn, mein Kind?" Karlchen: „Ja, Mama, weil er solch ein Schafskopf ist." Mama: „Aber Kind, so etwas kann man doch milder ausdrücken! Wie wirst Du also besser sagen?" Karlchen: „Ich bin über meinen Nebenmann gekommen, weil er, milde ausgedrückt, ein Schafskopf ist!" Zu höflich. Major (zu dem Dirigenten der Militärkapelle, die eben das Lied „Wie schön bist du" gespielt hat): „Was war denn das eben für ein Lied?" Dirigent: „Wie schön sind Sie, Herr Major." — Diskretion Ehrensache. „Haben Sie die Briefe Plinius des Jüngeren gelesen?" „Was fällt Ihnen ein? Ich lese nie anderer Leute Briefe!"

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Ich danke Ihnen," sagte Mr. Ford. „Der Gerichtshof wird daraus entnehmen, daß Sie nach mehrjähriger Arbeit und Mühe, um ein Mitglied des gelehrten und sehr geachteten Standes zu werden, und nachdem es Ihnen gelungen war, nach vieler geduldiger Arbeit die Kenntnisse zu erwerben, welche erforderlich sind, um Ihnen einen Platz in einer ehrenwerthen, um nicht zu sagen ausgezeichneten Körperschaft zu gewähren, — es vorzogen, die Früchte dieses Fleißes fortzuwerfen, um einem Beruf zu folgen, welcher, wie ich glaube, weder so ausgezeichnet, noch so einträglich ist, als der eines Arztes. Nun, was veranlaßte Sie dazu?"

Der Pfeil war abgeschossen. Power hatte ihn kommen sehen und war einen Augenblick zurückgeschreckt bei dem Gedanken, peinliche Erinnerungen wieder wach zu rufen. Er gewann indessen schnell seine Fassung wieder.

„Ich habe nichts dagegen, Ihre Frage zu beantworten," sagte er, „aber ich sehe nicht ein, was meine Vergangenheit mit dem vorliegenden Fall zu thun hat."

„Das glaube ich wohl," erwiderte Mr. Ford mit spöttischem Lächeln, „aber Sie sind nicht hier, um mit zu rechten. Ich habe eine Frage gestellt und erwarte eine Antwort. Was veranlaßte Sie, Polizist zu werden, anstatt die Laufbahn, für die Sie sich vorbereitet hatten, zu verfolgen?"

Hier fühlte sich Mr. Kingsford, einer der Richter, veranlaßt einzuschreiten.

„Wir sind ängstlich darauf bedacht, Mr. Ford", sagte er, „Ihnen volle Freiheit zur Erfüllung Ihrer ernsten Pflichten zu lassen, aber was mich betrifft, — und ich zweifle nicht, daß das Gericht gleicher Ansicht ist, — so wünschte ich zu wissen, zu welchem Zweck Sie hier solche fernliegende Thatsachen zur Sprache bringen?"

„Meine Frage ist nicht überflüssig", erwiderte M. Ford, „sondern von großer Wichtigkeit, da sie die Glaubwürdigkeit des Zeugen in dieser Sache betrifft. Ich glaube, ich muß mit aller Ehrerbietung auf meinem Recht bestehen, den Zeugen über seine Vergangenheit zu befragen."

Nach kurzer Berathung der Richter entschied der Präsident zu Gunsten des Advokaten. Mr. Ford verbeugte sich und erneuerte sofort seine Frage.

„Ich gab den ärztlichen Beruf auf", erwiderte Power, „weil mir alle Hoffnung auf Erfolg geschwunden war."

„O, alle Hoffnung auf Erfolg war Ihnen geschwunden? Bitte, aus welchem Grund?"

„Ich war das Opfer einer niederträchtigen Anklage. Ich war unschuldig, aber ich wußte, daß der bloße Verdacht, der auf mich gefallen war, genügte, um meine Laufbahn zu ruiniren."

Diese Antwort, welche Sergeant Power in festem Tone der Entrüstung abgab, veranlaßte Aufregung im Saal, alle Augen richteten sich auf ihn, mit Ausnahme der des Angeklagten und seiner Frau, welche ihre unbewegliche und kalte Haltung beibehielten.

„Sie sind unschuldig angeklagt worden, wie Sie sagen", fuhr Mr. Ford fort. „Wir haben nicht nöthig, auf Einzelheiten einzugehen, aber ich glaube, es handelte sich um eine Patientin?"

„Ja", murmelte Robert Power.

„Sie standen unter dieser Anklage vor Gericht, nicht wahr?"

„Nein. Der Fall wurde von der Polizei in Manchester untersucht und die Anklage wurde aus Mangel an Beweis zurückgewiesen; sie beruhte auf einer gemeinen Verleumdung, deren Veranlassung ich nicht kenne."

„Ganz richtig", sagte Mr. Ford mit spöttischem Lächeln, indem er mit seiner Uhrkette spielte. „Sie sind natürlich der Meinung, daß ich nach dieser Entscheidung kein Recht habe, eine abweichende Ansicht zu äußern. Gut, ich will das unterlassen, ich will Ihre Tugend als unbefleckt gelten lassen. Aber nun sagen Sie mir, nachdem Sie das Polizeigericht in Manchester ohne einen Flecken auf Ihrem Ruf verlassen haben, warum setzten Sie nicht Ihre Thätigkeit als Assistent des Doctor Merritt fort, in dessen Diensten Sie damals standen?"

Robert Power blickte seinen Feind ruhig an. „Ich verließ ihn auf seinen Wunsch. Doktor Merritt meinte, daß der Skandal, welchen die Sache erregt hatte, mein längeres Bleiben bei ihm unmöglich mache."

„Kurz gesagt, er entließ Sie?"

„Wenn Sie vorziehen, es auf diese Weise auszudrücken, so mögen Sie es thun," erwiderte Robert bitter.

„Und Sie waren nicht im Stande, eine andere Anstellung zu erhalten?"

„Ich machte keinen Versuch. Ich kam hierher, um einen Onkel von mir zu besuchen, und da ich beschlossen hatte, den ärztlichen Beruf aufzugeben, verschaffte er mir eine Anstellung bei der Polizei."

„Und es ist nur billig zu bemerken," sagte Mr. Kingsford, welcher die Manöver des Advokaten mit nicht geringem Verdruß angehört hatte, „daß wir in der ganzen Polizei keinen thätigeren und intelligenteren Beamten von besserer Führung haben. Dies sage ich aus eigener, persönlicher Erfahrung."

Die Zuhörer lächelten zustimmend und Sergeant Power verneigte sich höflich und dankte seinem Fürsprecher mit einem ernsten Blick.

Mr. Ford fühlte die Bedeutung dieser Bemerkung, ließ sich aber so leicht nicht stören.

„Ich habe nicht den geringsten Zweifel daran," bemerkte er, „daß dieses Lob wohl verdient ist. Es giebt jedoch auch einen Uebereifer, eine sehr gefährliche Eigenschaft bei einem Polizeibeamten. Doch, wir sind jetzt mit dieser unbequemen kleinen Episode aus Ihrer Vergangenheit fertig, wir kommen nun zu dem Falle selbst. Wo haben Sie Mr. Saint Alban zuerst gesehen?"

„Im Hause eines Patienten, eines Herrn Gallo."

„Erkennen Sie sonst noch andere Personen hier im Saal, außer Herrn Saint Alban, mit denen Sie zu jener Zeit in Manchester bekannt waren?"

Sergeant Power blickte nach Frau Saint Alban.

„Ich erkenne in der Dame, welche dort sitzt, die Frau des Herrn Gallo, welcher früher mein Patient war."

Wieder richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die erwähnte Person.

„Diese Dame, welche jetzt Frau Saint Alban ist," fuhr Mr. Ford fort, „war zu jener Zeit Frau Gallo. Wie lange ist es her, daß Sie von dieser zweiten Heirath nach dem Tode ihres ersten Mannes gehört haben?"

„Ich wußte nicht davon, bis letzten Sonnabend, als ich Mr. Saint Alban verhaftete."

„Sie haben die Person, mit welcher Sie geschäftlich oder sonst bekannt waren, ganz aus dem Gesicht verloren, als Sie Manchester verließen?"

„Ja. Ich habe keine Beziehungen mehr zu der Stadt unterhalten und habe mich auch nicht mehr nach den dortigen Vorgängen erkundigt."

„Sehr gut. Mr. Saint Alban war kein Patient von Ihnen, wie ich glaube?"

„Nein. Ich traf ihn aber häufig in dem Hause des Herrn Gallo."

„Der verstorbene Herr Gallo war befreundet mit Mr. Saint Alban"

„Das kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Aber Mr. Saint Alban verkehrte oft in dem Hause und schien dort willkommen zu sein.“

„Sehr gut. Er war ein intimer Freund der Familie. Herr Gallo war ein Engländer, obgleich von italienischer Abstammung, und ein sehr reicher Mann?“

„Ja, er galt für sehr reich.“

„Ihr Verkehr mit Mr. Saint Alban war von höflicher und freundschaftlicher Art, nicht wahr?“

„Wir sahen uns, wie ich Ihnen bereits sagte, in Mr. Gallos Haus. Mr. Gallo war sehr gastfreundlich und auf seine Einladung verlängerte ich oft meine ärztlichen Besuche; wir saßen dann in gemeinschaftlicher Unterhaltung beisammen.“

„Und bei einer solchen Gelegenheit lernten Sie Mr. Saint Alban kennen? Welchen Eindruck machte er auf Sie?“

„Er schien mir ein intelligenter Mann zu sein und viel Unterhaltungsgabe zu besitzen.“

„Er glich keiner Person, die man für einen Mörder halten konnte?“

Ein Gelächter ging durch den Saal. Robert Power zuckte mit den Schultern. „Was soll man darauf antworten?“ sagte er.

„Nun,“ erwiderte Mr. Ford lächelnd, „ich frage nur so im Allgemeinen. Aber während Ihrer Bekanntschaft mit Mr. Saint Alban haben Sie einige Briefe gewechselt?“

„Ja, er schrieb an mich etwa dreimal, glaube ich.“

„Waren seine Briefe lang?“

„Nein, sie waren kurz und enthielten einige Fragen.“

„Und die Handschrift fiel Ihnen auf?“

Hier erfolgte eine Unterbrechung durch den Präsidenten.

„Diese Briefe sind bereits erwähnt worden. Ich glaube, es wäre sehr gut, wenn das Gericht über die Natur und den Zweck derselben unterrichtet würde.“

„Ich habe diese Frage nicht gestellt, weil ich sie für unbedeutend hielt,“ sagte Mr. Ford mit einer kaum merklichen Bewegung der Aufregung, „jedoch soll darüber der hohe Gerichtshof sogleich aufgeklärt werden.“

„Was enthielten die Briefe, welche Mr. Saint Alban an Sie richtete?“

„Sie handelten über Gifte,“ erwiderte Robert Power.

Auf diese unerwartete Antwort erfolgte allgemeine Bewegung. Das Wort „Gifte“ schien eine eigene Wirkung hervorzubringen. Frau Saint Alban zeigte Spuren von Unruhe, aber ihr Mann blieb unbeweglich.

„Ueber Gifte? Das ist sehr unbestimmt. Erklären Sie sich ein wenig deutlicher.“

„Die Briefe enthielten Fragen über die Wirkung gewisser Substanzen und Gifte.“

„Und Sie beantworteten diese Fragen nach bestem Wissen?“

„Ja. Ich gab auch auf Mister Saint Albans Ersuchen verschiedene Werke an, welche ausführlich über Giftkunde handeln.“

„Welche Schlüsse zogen Sie aus diesen Fragen?“

„Mr. Saint Alban hatte im Gespräch mehrmals Interesse für die Wissenschaft gezeigt und schien über die Natur verschiedener Gifte sich unterrichten zu wollen; seine Fragen schienen mir daher aus dem Wunsche hervorzugehen, seine interessanten Studien weiter zu verfolgen.“

„Und Sie hielten diese Fragen für ganz natürlich bei einem Manne von umfassender Bildung und geistiger Regsamkeit, welcher das Feld seiner Kenntnisse zu erweitern strebte?“

„Nun, es schien mir einfach, daß er sich für die Lehre von den Giften besonders interessire, und ich glaubte, ich könne ihm dabei helfen. Ueber seine etwaigen Absichten machte ich mir keine Bedenken.“

„Sehr gut, den einzig möglichen Grund dafür hatten Sie sich ja selbst schon vorgestellt. Nun zur Handschrift. Diese fiel Ihnen also auf?“

„Ja, sie war außerordentlich dünn und spinnenartig, die Buchstaben der einzelnen Worte waren sehr eng nebeneinander gesetzt und standen aufrecht. Ich glaubte niemals eine so merkwürdige Handschrift gesehen zu haben.“

„So merkwürdig, daß, als Sie jenen Papierschnitzel in der Villa Rob Roy am Morgen nach dem Mord fanden, Sie sich sogleich in die Meinung verbissen, sie erkannt zu haben als die Handschrift eines Mannes, den Sie kannten?“

„Ja. Und meine Annahme wurde noch bestärkt dadurch, daß . . .“

„Beantworten Sie meine Fragen und sprechen Sie nicht von Ihren Annahmen,“ knurrte Mr. Ford schroff. „Ist dies das Stück Papier, das Sie in dem Zimmer der Ermordeten gefunden haben?“ fragte er dann, indem er Power den Gegenstand reichte, welchen die Richter während der Aussagen des jungen Beamten besichtigt hatten.

„Sehen Sie es genau an, glauben Sie auch jetzt, daß Sie vor dem Gericht erklären können, Sie haben diese wenigen Worte als die Handschrift dieses hochgeachteten, ehrenwerthen Herrn erkannt, welcher durch Sie schon so viel Verdruß erlitten hat? Seien Sie vorsichtig, überlegen Sie ihre Antwort genau, sie kann ernste Folgen für Sie haben!“

„Ich habe bereits unter Eid ausgesagt“, erwiderte Robert Power mit Nachdruck, „daß ich sofort die Handschrift des Herrn Saint Alban erkannte, als ich dieses Stück Papier sah.“

„Sie zweifelten also nicht daran?“

„Nicht im Geringsten.“

„Aber Sie können sich geirrt haben?“

„Daran kann ich nicht glauben.“

„Sehr gut. Ich werde im Stande sein, Ihre hartnäckige Behauptung zu gelegenerer Zeit ins rechte Licht zu setzen, dessen bin ich sicher. Wann erhielten Sie jene Briefe von Mr. Saint Alban?“

Der junge Sergeant überlegte einen Augenblick.

„Es können etwa fünf Jahre darüber vergangen sein, soweit ich mich erinnere.“

„Sie haben die Briefe vernichtet. Wann geschah das?“

„Wenige Monate später, als ich Manchester verließ. Ich zerriß sie mit anderen Papieren, deren Aufbewahrung ich für nutzlos hielt.“

„Es ist also schon fünf Jahre her, daß Sie zum letzten Male die Handschrift Mr. Saint Alban's gesehen haben, und doch erinnern Sie sich so deutlich derselben? Ich gratulire Ihnen zu Ihrem außerordentlichen Gedächtniß“, bemerkte Mr. Ford mit einem spöttischen Lächeln.

„Ich habe schon gesagt, daß die Handschrift sehr auffallend war“, erwiderte Sergeant Power, „und deshalb war sie so leicht zu erkennen.“

„So sagten Sie. Im Interesse eines Unschuldigen, welchen man eines schändlichen Verbrechens anklagt, werde ich glücklicherweise im Stande sein, gerade das Gegentheil zu beweisen und Sie zu beschämen. Sie können jetzt gehen, aber halt, noch einen Augenblick“, fügte Mr. Ford hinzu, als Sergeant Power die Zeugenbank verlassen wollte. „Ich habe noch eine Frage an Sie zu richten. Wir haben gehört, was Sie über die Handschrift aussagten. Ist diese das einzige Glied, welches meinen Klienten mit dem Verbrechen in Verbindung bringt?“

Sergeant Power zögerte.

„Warum antworten Sie nicht?“ sagte Mr. Ford streng. „Wenn Sie mich nicht verstehen — obgleich ich deutlich genug spreche, wie ich glaube — so will ich meine Frage in anderer Weise stellen. Würde es Ihnen ohne das Stück jenes Briefes, das Sie gefunden oder gefunden zu haben behaupten, eingefallen sein, Mr. Saint Alban mit dem Morde in der Villa Rob Roy in Verbindung zu bringen?“

„Nein, natürlich nicht“, erwiderte Robert. „Ohne diesen Umstand würde ich nicht an ihn gedacht haben.“

„Ich danke Ihnen, das ist Alles, was ich wissen wollte“ erwiderte Mr. Ford. „Wir können nun mit den andern Zeugen fortfahren.“

(Fortsetzung folgt.)

Friede auf Erden!

Weihnachtserzählung von Wolfgang Alexander Meyer. (Nachdruck verboten.)

„Und so möge denn die Friedensbotschaft, die morgen von „allen Kanzeln und in allen Zungen verkündet wird, ihre erlösende „und beseligende Macht bewähren! Möge der Haß der Völker „schwinden, der Hader der Parteien verstummen und möge weit „über die festlichen Tage hinaus die Lösung sein und bleiben:

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Er legte die Feder aus der Hand und las den Leitartikel noch einmal durch. Er fand nichts zu verbessern. Das war ihm Alles so von Herzen gekommen, was da in begeisterten Worten zu lesen stand, jede Aenderung hätte die Wirkung nur abschwächen können. Ja es war doch ein ander Ding, sich an akademischen Fragen der Staatskunst abzuquälen, von denen man schließlich doch nur das Nothdürftigste verstand, oder aus innerster Ueberzeugung für die höchsten Ideale der Menschheit einzutreten.

Er war mit seiner Arbeit und mit sich zufrieden, übergab das Manuskript Fritz, dem Setzerlehrling, der schon ungeduldig darauf wartete; denn so schön der Weihnachtsartikel auch sein mochte, den „der Herr Doktor" heute geschrieben hatte, Fritz lagen ganz andere Weihnachtsartikel in Kopf und Herzen, und an der Menschheit war ihm viel weniger gelegen, als an den bescheidenen Gaben, die ihm seine gute Mutter heute unter dem Lichterbaume aufbauen würde.

Eberhard konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er den Lehrling mit dem noch nassen Manuskript davonstürmen sah, dann räumte er den Wust von Zeitungen und Papieren, die auf dem Redaktionstisch herum lagen, einigermaßen zusammen, kleidete sich an und verließ das Haus.

Auf der Straße herrschte das geschäftliche Treiben des Christabends, das auch dem kleinsten Orte für wenige Stunden einen weltstädtischen Charakter verleiht. Das Wichtigste ist ja immer noch im letzten Augenblicke zu besorgen. Hier reicht es nicht mit den Lichtern für den Christbaum, dort fehlt es an den Leuchtern. Vom Schuhmacher sind die gestickten Pantoffeln noch nicht eingetroffen, und wenn man sicher sein will, daß der Schaukelstuhl bei der Bescheerung nicht fehle, so ist es doch wohl besser, noch einmal zum Tapezier zu gehen. Das ist ein Hin und Her von großen und kleinen Menschen, von großen und kleinen Körben und Kisten, das läuft und wimmelt durch einander wie in einem Ameisenhaufen, den ein muthwilliger Knabe zu zerstören versucht hat.

Eberhard schritt durch die hastende Menge dahin und ertrug mit geduldigem Lächeln die Püffe und Stöße, die ihm von rechts und links zu Theil wurden. So nahm auch er, wenn auch in sehr bescheidener Weise, an der Vorfreude des Weihnachtsfestes Theil. Früher hatte er es ja gerade so gemacht, wie diese Leute und Leutchen. Früher, als das Weihnachtsfest noch nicht große welterlösende und weltbeglückende Ideen in ihm wachgerufen hatte, als es für ihn noch das schlichte schöne Familienfest war. Damals, als ihn die Mutter zum ersten Male bei tiefer Dunkelheit allein in die Stadt gehen ließ, um das Deckelglas abzuholen, das der Graveur noch nicht geschickt hatte. Damals war er nicht so ruhig durch die Straßen gewandert. Er war mehr gelaufen, als gegangen, und es war nicht nur die Ermahnung der Mutter, sich ja nicht aufzuhalten, die seine Schritte so beflügelte, es war die rechte, echte Angst gewesen, die ihn erfaßt hatte, als er zum ersten Male bei Nacht durch die vielen fremden Menschen hindurch mußte. Und doch war es noch besser gegangen, als er sich in den belebtesten Straßen befand. Wie er aber über den einsamen Platz hinüber mußte, da war ihm gar nicht mehr weihnachtlich und froh zu Muthe, und damit das einer von den Menschen, die hinter jedem Baume stecken konnten, ja nicht merkte, sang er laut in die Winternacht hinaus:

O du selige
O du fröhliche ......

Weiter aber kam er nicht. Der Ton blieb ihm immer wieder in der Kehle stecken, und er konnte sich nicht mehr auf den Text besinnen. Aber rasch war er wieder zu Hause, und als ihm die Mutter einen Kuß gab, weil er so brav gewesen und sich so sehr beeilt hätte, da schämte er sich furchtbar, denn er wußte, daß seine Eile einen ganz anderen Grund gehabt hatte: die Furcht. Und dann doch auch noch ein anderes Gefühl, die Hoffnung, die Erwartung der Christbescheerung, die für ihn damals noch die heilige Weihe eines Mysteriums hatte, wenn er auch nicht mehr an das baumschmückende und Geschenke austheilende Christkindchen glaubte.

Das war nun längst vorbei! Er hatte keine Furcht mehr, aber auch keine Hoffnung. Es erwartete ihn nichts, wenn er seine Wohnung betrat, kein warmer Kuß, kein Lichterbaum, keine Bescheerung. Sie ruhten alle unter der weichen, weißen Decke, die ihm lieb und theuer gewesen waren, er war ein einsamer alter Gesell geworden!

Er war zwar auch heute, wie jedes Jahr, von einer Anzahl befreundeter Familien aufgefordert worden, den Abend in ihrem Kreise zu verbringen, aber er hatte wie gewöhnlich abgesagt. Er war seinerzeit selbst ein viel zu abgesagter Feind dieser Familienanhängsel gewesen, die auch bei dem intimsten Feste nicht fehlten, als daß er es hätte übers Herz bringen können, sich an diesem Abende in eine fremde Familie einzudrängen. Nicht einmal zu seinen Wirthsleuten wollte er hinübergehen. Er meinte, der Weihnachtsabend sei der Bußtag der Junggesellen, die müßten an diesem Abend in Einzelhaft gehalten werden, um die goldene Freiheit, deren sie sich das ganze Jahr hindurch erfreuten, wenigstens einigermaßen abzubüßen.

Als er seine Wohnung betrat, drang ihm ein würziger Tannengeruch entgegen. Seine Wirthin hatte sichs doch nicht nehmen lassen, ihm einen Christbaum zu schmücken und anzuzünden. Er rief die gute Frau herein, dankte ihr herzlich, als sie aber wieder gegangen war, — sie war mit den Zurüstungen für die Kinder noch nicht fertig und fand heute ausnahmsweise einen Abschluß für ihre Erzählungen — löschte er die Lichter aus und trug den Baum aus dem Zimmer. Es gab für ihn kein Weihnachten, was sollte ihm da das Symbol?

Er rückte den Lehnsessel an den Kamin, in dem ein lustiges Feuer prasselte, und suchte auf andere Gedanken zu kommen. Er dachte darüber nach, wie er den morgigen freien Tag am besten ausnützen könnte, wen er von den Freunden aufsuchen sollte, aber er kam darüber mit sich nicht ins Reine. Er nannte sich im Stillen diesen und jenen Namen, aber er mußte sich gestehen, daß diese guten Leute, mit denen er so manche Stunde verplaudert hatte, ihm im Grunde doch furchtbar gleichgiltig waren. Es kam ihm nach langer, langer Zeit zum Bewußtsein, wie kalt und leer sein Herz geworden. So tapfer er auch aus innerstem Drang für die Menschheit stritt, die Menschen wurden ihm immer fremder. Und doch hatte auch er empfunden so warm und tief wie einer, und das war Alles in ihm gestorben, verdorben!

Er war noch ein halber Knabe gewesen, als er Benita zum ersten Mal gesehen hatte. Das war damals, als er noch Theologe werden sollte, als er noch ein kindlich frommer Mensch war und regelmäßiger Kirchenbesucher. Da hatte der alte Kantor, der zu dem glaubenseifrigen Jüngling eine herzliche Zuneigung gefaßt hatte, ihn aufgefordert, doch auch in dem Kirchenchore mitzuwirken. Tenöre seien so unendlich selten, besonders solche mit musikalischem Verständniß. Er konnte dem würdigen alten Herrn die Bitte nicht abschlagen und war pünktlich zur Probe in der Sakristei erschienen. Er wurde den übrigen Mitgliedern des Chores vorgestellt, es machte aber niemand von den Anwesenden irgendeinen Eindruck auf ihn.

Das musikalische Verständniß der meist den niederen Ständen angehörigen Männer und Frauen war kein bedeutendes, und es bedurfte der unerschöpflichen Geduld des wohlwollenden alten Herrn, um die Choräle und Motetten Ton für Ton den notenkundigen Sängern einzuprägen.

Eberhard that sein Möglichstes, um den Dirigenten zu unterstützen. Er schonte seine jugendkräftige Lunge nicht und noch weniger die Ohren seiner beiden Nachbarn, des Schlossermeisters Flach und des Schuhmachers Haspe. Er hatte dafür auch die Genugthuung, daß der Zwischenruf „Tenor" etwas seltener ertönte, als es früher üblich war.

Nach einer Stunde wurde eine kleine Pause gemacht und die Probe begann dann wieder mit einem Altsolo.

Eberhard schaute ein wenig verwundert auf, als auf die Worte des Kantors: „So, wenn ich jetzt bitten darf, Fräulein Benita!" sich eine schlanke, fast kindliche Mädchengestalt erhob; als aber die tiefe volle Stimme mächtig durch den kleinen Saal ertönte: „Ehre sei Gott in der Höhe! Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" da hatte die Verwunderung bald der Bewunderung Platz gemacht und er lauschte in tiefer Ergriffenheit auf diesen vollendeten Kunstgesang.

Als das Solo zu Ende war, stand er noch so sehr unter dem Banne des gewaltigen Eindrucks, den Benitas Gesang auf ihn gemacht hatte, daß er den Einsatz versäumte, worüber ihn die Herren Schlossermeister Flach und Schuhmacher Haspe sehr entrüstet ansahen.

Wie im Traume war er dann nach Hause gekommen, und diese tiefe seelenvolle Stimme hatte in ihm fortgeklungen durch lange, lange Jahre.

Und endlich war sie doch verstummt!

Er hatte Benita kennen gelernt, was ihm nicht schwer fiel, da einer seiner Schulkameraden ihr Vetter war. Er besuchte ihr elterliches Haus, und es entstand aus der Bewunderung unversehens jene tiefe, keusche Hingebung, wie sie die so oft und viel verspottete Schülerliebe kennzeichnet. Was er dachte, was er that, was ihn freute, was er litt, alles hatte den einen Pol, um den sich ihm das Weltall zu bewegen schien: Benita.

Er trug seine Liebe still im Herzen, und nur seine ehrlichen Augen verriethen seine Gefühle, freilich deutlich genug auch für die Unbetheiligten, wie viel mehr für Benita. Sie verstand die Sprache seiner Augen, sie wußte den Druck seiner Hand zu deuten, und in ihr selbst regte sich ein tiefes Gefühl für den warmherzigen Jüngling. Aber sie wußte auch, daß es eine Thorheit gewesen wäre, sich jetzt von diesem Gefühl überwältigen zu lassen, den jungen Freund an der Schwelle des Lebens in Banden zu schlagen, die

ihm vielleicht unerträglich wurden, unter deren Druck er vielleicht zu Grunde gehen mußte. Und darum hatten auf all sein stilles treues Werben ihre milden Augen stets nur die eine Antwort: Noch nicht!

Er war auch damit zufrieden. Die Liebe kann ja so genügsam sein! Er war ja seiner Liebe gewiß, er wollte ausharren und um Benita dienen und wären es auch zweimal sieben Jahre, wie bei dem Erzvater Jakob.

Und er hielt aus. Er war jetzt nicht mehr Schüler, er war Student geworden, allerdings nicht Theologe, wie er sich das früher geträumt. Er hatte seinen Kinderglauben verloren, und was ihm an religiösen Ueberzeugungen und philosophischen Zweifeln in Kopf und Herzen miteinander stritt, das wagte er als ehrlicher Mensch nicht einer gläubigen Gemeinde zu lehren. Er blieb ein frommer Mensch, das Kirchenthum aber war ihm auf immer verloren gegangen. Er war Jurist geworden, und nachdem er zuerst auf kleineren Universitäten studirt hatte, ging er für die letzten Semester nach Berlin, um in der Reichshauptstadt sein Examen zu machen. Und dort in Berlin geschah das, was er in dem sicheren Gefühl seiner Liebe nie für möglich gehalten hätte, dort verlor er sich und sie.

Auf einem Subskriptionsballe, den er mehr aus Neugier als aus Vergnügungssucht besucht hatte, kam einer seiner Freunde mit den Worten auf ihn zu: „Du hast fabelhaftes Glück! Frau Alice ist Dein schwarzer Lockenkopf angenehm aufgefallen, sie wünscht Deine Bekanntschaft zu machen.“

„Wer ist denn das?“ fragte Eberhard reservirt.

„Die schönste, geistreichste und — gefährlichste Wittwe in Berlin und Umgebung. Aber so sei doch kein solcher Stockfisch.“

Eberhard wußte nicht, warum er so tief erröthete, als er der schönen Frau vorgestellt wurde und sie ihn mit ihren Gluthaugen so eigenthümlich ansah. Aber nach einer Stunde wußte er, daß dieses Weib es ihm angethan hatte.

Und mit jedem Tage gewann sie mehr Gewalt über ihn. Sie redete ihm ein, er sei zum Dichter geboren, und bewog ihn, seine Jurisprudenz an den Nagel zu hängen. Er grub seine Jugendgedichte wieder aus, die aus der Zeit stammten, da die schöne begeisterte Liebe für ihn dichtete, und er glaubte selbst zuletzt an seine dichterische Begabung und begann auf allen Gebieten der Literatur zu dilettiren.

Und Frau Alice fand alles schön und gut, so lange sie den Verfasser schön und liebenswerth fand. Eines Tages war sie aber auch seiner überdrüssig und meinte kühl, es sei nun die höchste Zeit, daß er etwas lerne, wenn er nicht ganz und gar verbummeln wolle. Daß er zum Schriftsteller kein Talent habe, das müsse er doch schon längst eingesehen haben.

Das traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und er war dem Wahnsinn nahe, als dieses Weib, das er mit übermenschlicher Leidenschaft geliebt, dem er seine ganze Existenz geopfert, um derentwillen er sich mit seiner ganzen Familie entzweit hatte, ihn fortwarf, wie ein launisches Kind ein Spielzeug, das ihm keine Freude mehr machte. Sein Leben verloren, vergeudet um nichts, um der Laune eines koketten Weibes willen!

Und doch war ihm dieser Schlag heilsam, denn er gewann aus der Verachtung, in die sich seine Leidenschaft verwandelt hatte, die Kraft aus den zerstreuten Trümmern sein Lebensschiff von Neuem wieder aufzubauen. Und wenn man dem Fahrzeug den erlittenen Schiffbruch auch ansah, so war es doch wieder stark genug, um sich auf das hohe Meer hinauswagen zu können.

Sie hatte Recht gehabt, Frau Alice, zum Dichter war er nicht geboren, für die Ewigkeit war sein Talent zu klein; aber für den Tag reichte es wohl aus. Dem Tage wollte er leben und dienen: er wurde Journalist.

Und als er sich die ersten publizistischen Sporen verdient hatte, riefen ihn seine Mitbürger in die Heimath zurück, und er folgte ihrem Rufe, mehr um von Berlin fortzukommen, als um gerade in dem Heimathstädtchen zu wohnen, das ihm der unerbittliche Tod auch fast zur Fremde gemacht hatte. Jetzt aber saß er schon Jahr und Tag dort, machte öffentliche Meinung, war das Orakel der biederen Bürger, war angesehen, zufrieden — und glücklich?

Frau Alice hatte ihm einmal lächelnd auf eine seiner Liebesbetheuerungen erwidert: „Ich will Dirs glauben, weil ich es will! Ich weiß aber doch, daß Du nicht für Frau Venus geschaffen bist; Du kehrst doch wieder zu Deiner blonden Elisabeth zurück, mein edler Ritter Tannhäuser!“

Da war er wild aufgefahren und hatte gerufen: „Niemals!“ Und Frau Alice hatte wieder gelächelt und ihn mit den Worten beruhigt: „Ich sage es Dir ja, ich will es Dir heute glauben, daß Du nicht von mir lassen kannst. Ich glaube auch, daß Du mich nicht lassen, daß Du mich festhalten willst für das Leben, so wie Du mich jetzt mit Deinen starken Armen umschlungen hältst, das aber wird Dir nicht gelingen, mein Freund!“

Das hatte sie zur grausamen Wahrheit an ihm gemacht, aber ihre erste Prophezeiung wollte sich nicht erfüllen.

Er war in der Heimath auch Benita wieder begegnet, und sie hatte ihm die Rückkehr leicht machen wollen. Sie war von Allem unterrichtet gewesen, was Eberhard im Laufe seiner Irrfahrten erlebt hatte, und wie unsäglich sie darunter gelitten, das wußten nur ihr Gott und sie allein. Aber sie konnte den Jugendgeliebten nicht aufgeben, ihre Liebe war zu sehr mit ihrem ganzen Sein und Wesen verwachsen. Sie wußte, daß sie den ersten Schritt thun mußte, wenn sie je sich wieder finden sollten, und sie näherte sich Eberhard in ihrer milden Sicherheit und doch auch mit der mädchenhaften Keuschheit, die sie sich in ihren reifen Jahren bewahrt hatte. Ihr Liebesruf fand kein Echo!

Eberhard war nicht blind geworden im Venusberg, er sah die Liebe wohl, die ihm entgegengebracht wurde, aber er war stumpf geworden in seinem Gefühl und vor allen Dingen mißtrauisch!

„Es ist das alternde Mädchen,“ sagte er sich immer, „das Dir seine Liebe entgegenbringt, das Mädchen zwar, für dessen Besitz Du einst die Welt mit allen ihren Gütern freudig dahin gegeben hättest, in dessen Liebe Du sicher gewesen wärest auch vor dem Sirenenliebe der Frau Alice; aber sie hat Dich einst verschmäht — denn was war ihr Zögern und Zagen sonst, als Mangel an Liebe — und wenn Du ihr jetzt gut genug bist, um ihr die herbstlichen Dämmerstunden verplaudern zu helfen, Dir selber bist Du dazu noch zu gut. Wenn Du auch zum Bettler geworden bist in Deinem Herzen, lieber hungern und dürsten, als sich von dem Abhub der Tafel nähren, die einst für Dich gedeckt war!“

Und so war er in seinem Bettlerstolz ein einsamer Gesell geblieben, und erst im Dienste der Allgemeinheit war die Verbitterung allmählich aus seinem Herzen geschwunden.

Benita hatte die Zurückweisung, die ihr zu Theil geworden, in ihrer stillen Weise getragen, ohne den tiefen Schmerz, den sie empfand, merken zu lassen. Auch um sie her war es einsam geworden. Ihre Eltern waren dahingegangen, Geschwister hatte sie nie gehabt, und mehr um ihrem Leben einen Inhalt zu geben, als weil sie dessen zu ihrem Lebensunterhalt bedurft hätte, hatte sie ihr schönes musikalisches Talent weiter gepflegt und war eine vielbegehrte Gesanglehrerin geworden . . . .

* * *

Das Feuer im Kamin war längst erloschen, es war völlig dunkel im Zimmer, und Eberhard saß noch immer in seinem Lehnstuhl.

Er hätte doch lieber ausgehen oder ein gutes Buch vornehmen sollen! Es war ein trauriges und müßiges Geschäft, seinen Gedanken Audienz zu geben. Und doch wollten ihn diese Gedanken heute nicht loslassen. Er mußte immer wieder daran denken, wie er trotz aller Arbeit und trotz aller Erfolge ein friedloser Mensch geblieben und wie es eigentlich ein Hohn war, daß er morgen in seinem Leitartikel ein paar Tausend Menschen den Frieden predigen und preisen würde. Und er mußte an alte tiefsinnige Wort denken: „Und wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!“

Er sprang aus dem Sessel auf. Es litt ihn nicht mehr allein in dem dunklen dumpfen Zimmer. Er mußte noch einmal hinaus in die kalte sternenklare Winternacht, das würde seine thörichten Nerven beruhigen!

Er war auf der schneebedeckten Straße. Aber auch hier konnte er seinen Gedanken nicht entfliehen, denn auch hier war es still und einsam geworden, und nur aus den Fenstern leuchteten allerwärts die Weihnachtsbäume und gemahnten den Ruhelosen hundertfach an das Fest des Friedens. Und eine unsichtbare Gewalt trieb ihn, ohne daß er sich Rechenschaft geben konnte, vor die Stadt hinaus, in das Villenviertel, und ehe er sich dessen versah, stand er vor ihrem Hause.

Die Fenster waren erleuchtet, auch sie war also heute allein geblieben, trotzdem sie so vielen Familien innig befreundet war, die sie heute wohl nur ungern mißten.

Da sah er einen Schatten sich bewegen, er hörte ein Präludium, das ihm sehr bekannt schien, und dann — ein Schauer durchfuhr seinen Körper — dann erklang ihre volle Stimme, die auch durch die geschlossenen Fenster nur wenig gedämpft wurde:

„Ehre sei Gott in der Höhe!

Da hielt er sich nicht länger. Er trat in den Garten ein und zog die Glocke. Ohne die Frage des Dienstmädchens, die über diesen späten Besuch höchst erstaunt war, zu beantworten, stürmte er in das Wohnzimmer und mit dem Rufe „Benita!“ fiel er ihr zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit zahllosen Küssen.

Und Benita? Als sie sich von dem ersten Schreck erholt hatte, preßte sie ihre Lippen auf seine Stirn und flüsterte: „Endlich! Endlich! Ich wußte ja, daß Du heimkehren müßtest, mein Eberhard! —“

* * *

Es brannte kein Lichterbaum in dem kleinen Zimmer, es waren keine Weihnachtsgaben aufgebaut, und doch herrschte eine echte volle Weihnachtsstimmung:

Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.